



Nasser Kianpur, Betreuer

Durchgangszentrum Konolfingen

*geboren 1954 in Burujerd, Iran
in der Schweiz seit 1990*

Bei Nassers Geburt sind die Musen Schlange gestanden. Wenn er etwas in die Wiege gelegt bekommen hatte, dann waren das Talente, kreative Inspiration, die ihm auf seinen Wegen treu geblieben ist; die Musen haben ihn nie verlassen. Er singt, tanzt Bauchtanz, spielt Hackbrett und malt. Im Durchgangszentrum Konolfingen springen sie einem sofort ins Auge, die zumeist in Schwarz-Weiss gehaltenen Bleistift- und Kohleporträts der Menschen, die hier durchgezogen sind. Nasser hat sie in zarten Bildern festgehalten mit einem warmen Strich.

Ansonsten ist der Wandschmuck eher schlicht, und die Türen zu den Zimmern der Bewohner geschlossen. Man möchte seine Ruhe, einen Moment des Einsseins mit sich und dem Raum, der einen neu umgibt. Nach dem Empfangszentrum kam für sie als zweite Station das Durchgangszentrum, und hier warten die rund sechzig zusammengewürfelten Bewohnerinnen und Bewohner auf einen Entscheid des kantonalen Migrationsamtes betreffend ihres nächsten Transfers: Geht es als vorläufig aufgenommener Flüchtling in eine Sozialwohnung, geht es in ein anderes Zentrum oder gar ins Sachabgabezentrum Casa Alpina auf dem Brünigpass, wo man seiner Ausschaffung harren muss? Keiner weiss es, und deshalb halten sie sich selber auch lieber bedeckt und die Hoffnung nur auf kleiner Flamme.

Und doch ist Hoffnung das treibende Element, das viele von ihnen in Bewegung gesetzt, sie dazu veranlasst hat, dem Heimatboden Adieu zu sagen und in eine Zukunft aufzubrechen, die mehr als ungewiss ist.

Einer, der diesen langen Weg hinter sich hat und in einer neuen Zukunft angelangt und integriert ist, ist Nasser. Seine Geschichte ist ausserordentlich.

Im Visir

Nach seinem erfolgreichen Universitätsabschluss der Universität von Teheran, wo er zu den erfolgreichsten Absolventen seines Jahrganges gehörte, übernahm er die Verantwortung als leitender Direktor der Telekommunikation für die südlichen Regionen des Irans mit über 600 Mitarbeitenden. Nach einigen Jahren konnte er im Rahmen eines internationalen Förderprogramms in Japan ein Nachdiplomstudium in Telekommunikation aufnehmen. Auch dort war er stets einer der Besten und schaffte es sogar nebenher, für seine Bilder Ausstellungen zu organisieren und seine eigene Kunst im fremden Land zu kuratieren. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, wurde ihm auch nach mehrmaligem Insistieren nicht erlaubt, seine Frau für einen Urlaub im fernen Japan zu empfangen; ihre Ausreise vom Iran wurde stets verweigert. «Man behielt sie als Pfand zurück», weiss Nasser, «weil man sich da schon über meine fehlende Nähe zum Iran aufgeregt hatte, weil man fürchtete, ich könnte fliehen.»

Tatsächlich war das einzige Fach, in dem Nasser nie brillierte, Islamische Ideologie gewesen, selten kam er hier auch nur auf eine annehmbare Mindestnote, und es schmerzt ihn noch heute, dass auf einem seiner Diplome steht, er möge in Zukunft im Islam reüssieren und den Moslems dienen.

Zurück in der Heimat verschärfte sich mit der Machtübernahme Ruhollah Khomeinis 1979 der innen- und aussenpolitische Wind rasant. Bald wurde die Presse zensuriert, dann die Universitäten geschlossen. Wer einer nicht regierungskonformen Partei angehörte oder damit sympathisierte, lief Gefahr, hinter schalldichten Gefängnismauern auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Nasser arbeitete damals nebenberuflich als Karikaturist und belebte mit seinen bissigen Bildern die Druckerzeugnisse von Asadi, der Freiheitspartei, die damals in ganz Persien im Untergrund wirkte. Da Khomeini offen zur Denunziation der Nachbarn aufgerufen hatte, sollte in dessen Haus etwas Fragwürdiges vor sich gehen, und da er sogar die Denunziation der eigenen Kinder zur religiösen Pflicht der Eltern erklärt hatte, sollten sich die Sprösslinge auf einem falschen, sprich nicht Islam-treuen Weg befinden, wurde es für Nasser und seine eigene Familie bald eng. Die gesamte Intelligenz des Landes sollte mundtot gemacht werden, es kam zu Be-

drohungen, Verschleppungen und Hinrichtungen und schliesslich zu dem einen schicksalhaften Telefonanruf, bei dem ein Freund Nasser warnte, dass in einer konzertierten Aktion soeben vierundzwanzig Parteimitglieder gefangengenommen worden waren. Nasser wusste, was das für ihn hiess: sofortige Flucht.

Was Flucht bedeutet

Zuerst tauchte er in Nordteheran bei den Angehörigen eines Schwagers unter, die ihn im Keller ihrer Villa versteckt hielten. Seine Frau, mittlerweile Mutter, kam ihn in diesen Monaten hin und wieder besuchen, mit Schleiern verhüllt, damit sie unerkant blieb. Eine Situation, die nicht für alle Zeit gutgehen konnte, und Nasser dachte erstmals laut darüber nach, das Land zu verlassen.

«Meine Frau hat geweint und geweint, sie wollte mich nicht alleine ziehen lassen.» Als Tochter sehr wohlhabender Eltern setzte sie dabei alles aufs Spiel und wusste, dass sie alles verlieren könnte, wenn sie mitginge; aber sie war nicht abzuhalten. Nassers Schwager und eine Gruppe ihm nahestehender Personen organisierten einen Fluchtplan, und er bezahlte dafür insgesamt über 20 000 US-Dollar. Das Fluchtgeld wurde in einem von seiner Frau genähten Fach in den Unterhosen seiner beiden Söhne, damals neun und fünf Jahre alt, eingepackt versteckt, und endlich machte sich die kleine Familie in Gefolgschaft eines Schleppers auf in Richtung Türkei.

Das war 1990, seither hat Nasser das Land seiner Heimat nie mehr gesehen. «Persien ist nicht mehr Persien. Ich sehe die Bilder im Fernsehen, und ich erkenne nichts mehr wieder.»

Ein Verlust, der sich mit Worten nicht ausdrücken lässt.

46 Tage und Nächte waren sie gemeinsam unterwegs über schwierigste Wege durch das Gebirge in die Türkei und dann weiter bis nach Griechenland hinein.

«Meine Frau wurde oft geschlagen von den Schleppern, weil sie nicht mithalten konnte.»

Alles war perfekt organisiert; an verschiedenen Stationen händigte man ihnen jeweils neue Pässe aus, mit Namen, deren Aussprache Nasser grösste Schwierigkeiten machte. Die Fotos zeigten zwar immer unzweifelhaft sein Konterfei, aber mit seiner tatsächlichen Identität kam

er ins Hadern. «Ich hatte so viele Namen, dass ich mich an meinen eigenen bald kaum mehr erinnerte.»

Dankbar waren sie für die Strecken, die sie in einem Lastwagen auf ungesicherten Wegen mitfahren durften. In Griechenland schliesslich hiess man sie zehn Tage unauffällig warten. Irgendwann würde ihnen ein Mann einen «goldenen Pass» überbringen, was erneut 9000 Dollar kosten sollte. Was ein «goldener Pass» war, wusste das junge Paar nicht. Was sie aber wussten, war, dass sie aus dem Iran herausgekommen waren, dass sie noch am Leben und beisammen waren, und dass das Ziel ihrer Reise den verheissungsvollen Namen Kanada trug.

«Für den nächsten Streckenabschnitt waren wir dann als Ledige unterwegs. Aus mir hatte man einen Spanier gemacht, dabei sprach ich gar kein Spanisch», die «goldenen Pässe», Pässe mit Ausreisevisum, befugten die Flüchtlinge zur Überfahrt von Griechenland nach einem italienischen Hafen.

Einmal wurde Nasser an Deck von einem Offiziellen auf Spanisch angesprochen, und ihm brach der kalte Schweiss aus. Er hat kein Wort verstanden, und selbst als der Fremde auf Englisch umschwenkte, eine Sprache, die Nasser wie eine zweite Muttersprache spricht, hat sich sein Verstand dem Idiom versperrt. Seine Frau bedeutete ihm über die Schulter des Fremden hinweg, den Mund aufzumachen, «Er spricht Englisch, Nasser, bitte, antworte ihm doch», aber es wollte einfach nicht gelingen. So wurden die dreissig Stunden Schifffahrt zu einem Höllenritt über die Wellen des Mittelmeeres, und Nasser war davon überzeugt, in Italien von Cerberus selbst in Empfang genommen zu werden.

So viel Müdigkeit. So viel Belastung. Auch an seiner Frau waren die letzten Wochen nicht ohne Spuren zu hinterlassen vorbeigegangen. Die Zugreise von Italien nach Zürich, von wo für sie ein Flug nach Kanada gebucht war, schaffte sie mit letzten Kräften. Hunger, Entbehrungen, Strapazen und Angst, das war die Währung, in der sie für ihren Lebenswillen zahlten.

Licht am Horizont

In Zürich dann: Verzweiflung pur. Nasser fand sich in all den Umlauten nicht zurecht, auf den Anzeigetafeln so viele Äs und Üs und Ös, wie hätte er da wissen sollen, wo es zum Flughafen Zürich ging?

Und Nasser, der als Jugendlicher aus Interesse die Bibel gelesen hatte, dachte: «Wenn Gott existiert, dann zeig dich mir. Hilf mir, wenn du helfen kannst, jetzt.»

Eine ältere Frau trat auf das Paar zu und fragte auf Englisch, ob sie müde seien. Nasser antwortete: «Bitte helfen Sie uns. Wie heisst dieser Ort hier?»

Und die Frau antwortete, Schweiz, das hier ist die Schweiz.» Und dann: «Seid ihr Flüchtlinge?»

«Nein, nein, alles, was wir wollen, ist zum Flughafen», versuchte es Nasser da noch. Aber die Frau war eine aufmerksame, eine, die lieber zweimal hinschaut und überlegt, und dann das Rechte sagt. Sie sagte:

«Deiner Frau geht es sehr schlecht. Vielleicht stirbt sie, wenn ihr jetzt nicht einsichtig seid. Besser ihr geht zur Polizei und bittet um Asyl.»

Dieses Wort, Asyl, brachte in Nasser plötzlich alles zum Einstürzen, und er weinte und erklärte der Fremden die ganze Flucht.

Auf einem Polizeiposten verhielt man sich ihnen gegenüber sehr rücksichtsvoll, als man den schlechten Gesundheitszustand der Frau erkannte; die junge Familie wurde nach Chiasso ins Empfangszentrum verbracht, von wo aus man sie nach dem ersten Befragungsprozedere Bern zuteilte.

Nassers Frau erholte sich mittlerweile im Insepsital und kam allmählich wieder zu Kräften, und Nasser – Nasser stand, ohne das zu wissen, bereits mit beiden Füßen in seiner neuen Zukunft. Er war angelangt. Als er nämlich eine Schlägerei auf dem Innenhof aufkeimen sah, versuchte er auf Arabisch zu vermitteln. Der damalige Zentrumsleiter sah diese Aktion, machte spontan einen Schritt auf Nasser zu und fragte: «Wollen Sie vielleicht für uns arbeiten?»

So trat Nasser, kaum selber als Asylsuchender in der Schweiz angelangt und mit einem noch laufenden Asylverfahren, in den humanitären Dienst als Flüchtlingsbetreuer. Seinem erlernten, studierten Beruf, Ingenieur, konnte er in der Schweiz nicht nachgehen aufgrund seines Aufenthaltsstatus. Er wurde erfolgreich als Betreuer eingesetzt in den Erstaufnahmezentren Meikirch, Biglen und Effingerstrasse, welche ihn mit einem ausgezeichneten Arbeitszeugnis ausstatteten, das auf zwei Seiten seine menschlichen, organisatorischen und fachlichen Qualitäten rühmt.

Von grosser Selbstständigkeit ist da die Rede und davon, dass sein Aufgabengebiet sämtliche Arbeiten eines Zentrumsleiters umfassten.

Die ersten zwei Jahre über lebten so Nasser und seine Familie, mittlerweile um ein weiteres Kind auf fünf Köpfe angewachsen, zusammen mit jeweils 50, 60, zuweilen bis zu 180 Menschen aus einem gut Dutzend Nationen in Bunkern und Zivilschutzanlagen unter Tage. Der Lohn, den Nasser für seine Arbeit als Betreuer erhielt, kam nie über die wenigen Franken hinaus, die einem Asylbewerber mit Vertrag für ein Beschäftigungsprogramm zustehen, und auch die Einzimmerwohnung kam spät, sehr spät. Dennoch war es für Nasser, als sähe er endlich ein Licht am Ende des Tunnels, ein Licht, das er seither nie mehr aus den Augen verloren hat.

«Vertrauen, Liebe, Zuversicht. Das Positive denken und das Positive sehen, das ist das, was ich meinen drei Kindern beigebracht habe. Meine Kinder sind und waren stets aktiv im Dorfleben integriert. Meine beiden Söhne waren in verschiedenen Vereinen wie Hornussen und Handball aktiv, und meine Tochter konnte sich sogar eine Zeit lang für das Trachten tanzen begeistern und war einige Jahre dabei. Meine Frau hat noch immer Schwierigkeiten, ein seelischer Schmerz, der nie ganz vergeht. Ab und zu kommt die Angst, und die Vergangenheit holt sie heim. Ihre Mutter ist uns zwei-, dreimal besuchen kommen, das war gut.»

Seine eigene Familie hat Nasser nie wiedergesehen. Mit dem Zwilingsbruder hat er ab und zu noch kurzen Austausch via Telefon, aber sein Name wurde im Iran gelöscht, ihn gibt es dort nicht mehr.

Nasser und die Schweiz

«Was mir an euch gefällt, ihr denkt an euer Land. Die Schweiz ist wichtig für euch, darin seid ihr euch einig, und das zeigt auch eure Geschichte. So ist die Schweiz zu Werten gekommen, weil die meisten Bewohner das Land erhalten wollen. Und jeder arbeitet dafür. In der Schweiz ist jede Position wichtig und wertvoll, so sehe ich das. Wenn ich im Iran als Asylbetreuer arbeiten würde, wäre das ein schändlicher Beruf, ich würde regelrecht verschmäht. Hier aber kann ich stolz auf mich sein. Ich habe viel Gutes von euch gelernt.»

Wenn sich eine Gesellschaft zersplittert, umso mehr braucht sie Identität: eigene Kulturclubs, Vereine, in denen die Tradition der Hei-

mat hochgehalten wird, Musik, die nach den Klängen der Kindheit spielt. Nasser hat es geschafft, sich das Eine zu bewahren und dem Anderen gegenüber offen zu sein. Er sang im Männerchor Arni und Biglen, liest Mundartbücher und hat sich aktiv um seine eigene Integration bemüht. «An der Gesellschaft teilnehmen, das war der erste Schritt meiner Integration. Ich bin freiwillig an verschiedene nationale Anlässe gepilgert, zur 1.-August-Feier und so weiter, weil ich eure Traditionen kennenlernen wollte. Natürlich braucht es Zeit, sich darauf einzulassen, aber ich wollte zeigen, dass ich zuverlässig interessiert bin. Zuverlässigkeit und Offenheit ist wohl das Wichtigste im Integrationsprozess. Natürlich ist die Sprache auch wichtig, aber die Hauptsache ist das eigene Verhalten gegenüber dem Aufnahmeland und dessen Gesellschaft.»

Heute steht Nasser nun schon seit zwanzig Jahren auf der anderen Seite des Schalters und schaut durch ein kleines Fensterlein, eine Luke, die die Hiesigen von den Fremden trennt. Er erlebt jeden Tag Schicksale, die ihn bewegen. Die meisten erzählen ihre wahre Geschichte nicht bei der Empfangsstelle, die Angst vor allem, was nach Staat und Polizei und Behörden aussieht, ist einfach zu gewaltig für diese Menschen. Im Durchgangsheim dann aber kommt diese Müdigkeit, das Loslassen und mit der Zeit das Vertrauen. Dann sprechen sie mit ihm und erzählen ihm, der ihnen in gewisser Weise vorausgegangen ist.

Und Nasser hört zu und fühlt mit und steht den immer wieder neuen Bewohnern des Durchgangsheimes Tag für Tag zur Seite. Erklärt geduldig noch ein zweites und ein drittes Mal, dass man in der Schweiz mit dem Fahrrad auf Autobahnen nicht zugelassen ist und dass ein Zuwiderhandeln unweigerlich eine Busse zur Folge haben wird. Er erlebt sie hier alle, diejenigen, die stumm und abgezehrt anlangen, mit ähnlich schrecklichen Geschichten wie der seinen noch in den Knochen sitzend, und diejenigen, die die Unmöglichkeit, im eigenen Land Arbeit zu finden, hierher getrieben hat. Es ist nicht viel, was er ihnen in dieser Station auf Zeit geben kann, es sind einzelne Worte, stille Blicke und stumme Gesten vielleicht, und dann und wann die eine oder andere konkrete Hilfe. Aber es ist auch noch etwas anderes, etwas viel Grösseres, als das: Indem er sie porträtiert, sagt er ihnen: *Ja, Ja, ich sehe dich, ich sehe, dass es dich gibt und dass du heute hier bist.*